

Bücherwelt

Autor(en): **Schmuckli / Kerr, Katharina**

Objektyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Rote Revue : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft und Kultur**

Band (Jahr): **74 (1996)**

Heft 3

PDF erstellt am: **28.05.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Lebensqualität und Gerechtigkeit

Politische Theorie. Differenz und Lebensqualität. Herausgegeben von Herta Nagl-Docekal und Herlinde Pauer-Studer, Frankfurt 1996 (gender studies, edition suhrkamp). 503 S., Fr. 29.80.

Der Erfolg der Hanna-Arendt-Tagung Ende Juni in Zürich machte zweierlei deutlich: Erstens sind eigenständiges, unzeitgemässes Denken und entschleunigende Analysen für feministisch engagierte Frauen notwendiger und zugleich seltener denn je, und zweitens sind (die alten) Fragen entlang der Grenzlinien «Gleichheit und Differenz», «Gerechtigkeit und Rechtsgleichheit» und «Staatsbürgerin unter wessen Vertrag?» noch immer brennend aktuell.

Der soeben von den beiden österreichischen Philosophinnen Herta Nagl-Docekal und Herlinde Pauer-Studer herausgegebene Sammelband bietet einen Einblick in die aktuelle nordamerikanische Feminismusdebatte, die sich vor allem mit der Rechtsphilosophie, den Herrschaftsverhältnissen und den Gesellschaftsvertragskonzepten auseinandersetzt und also an die traditionell philosophischen Konzeptionen von Liberalismus, Marxismus und Kommunitarismus kritisch anknüpft. (Die europäischen Debatten konzentrieren sich vorwiegend auf die vielfältigsten kulturellen, sozialen, politischen und philosophischen (Geschlechter-)Differenzen.) Unter dem Stichwort «Macht und Unterdrückung» greift Iris M. Young die Machttheorie Foucaults auf, um gleichzeitig das binäre Denkschema – hier Unterdrückte, dort Unterdrücker – aufzubrechen. Vielmehr unterscheidet sie in der Folge fünf Unterdrückungsmuster mit je spezifischen Ausgestaltungen. Die Über-

windung von Unterdrückung sieht sie erstens in der Analyse des Systems der Diskriminierungen und zweitens in der Anerkennung von Gruppendifferenzen. Catharine MacKinnon ihrerseits fordert, dass Differenzen auf ihren Machthintergrund zu befragen sind. Sie unterscheidet zwischen Ungleichheit und Differenz: Ungleichheiten entstehen just dann, wenn Frauen mit der Norm «Mann» verglichen werden und daraus Herrschaft abgeleitet wird. Die juristische Weisheit: «Gleiches wird gleich, Ungleiches ungleich behandelt» stürzt Frauen unausweichlich in Ungleichheiten. Differenzen entstehen konsequenterweise aus diesen Ungleichheiten. Carole Pateman thematisiert Unterdrückung anhand des Gesellschaftsvertrages. Sie analysiert, dass jeder Gesellschaftsvertrag, der ein Vertrag unter Brüdern ist und folglich nicht mehr länger väterlich konnotiert wird, auf einem verheimlichten Geschlechtervertrag aufbaut. Kern dieses tabuisierten Geschlechtervertrages ist die Subordination der Frau, die damit vertraglich festgeschrieben wird.

Jane Flax, Julia Annas und Deborah L. Rhode erläutern ihre Ansätze unter dem Kapitel «Differenz und Gleichheit». Die drei Autorinnen versuchen, Gerechtigkeit neu zu definieren – und zwar im Sinne der Rechtsphilosophin Judith Shklar: der Ungerechtigkeit Gerechtigkeit widerfahren lassen. Nennenswert erscheint mir vor allem Flax' Ansatz: Sie verortet den «Grund von Unterdrückung in der Unfähigkeit, Unterschiede wahrzunehmen und zu schätzen»(26). Gerechtigkeit bedeutet für sie die Förderung und Sicherung der Pluralität, und zwar als interne (psychoanalytische) Pluralisierung, die die Selbstfremdheit thematisiert, und externe (politische)

Pluralität, die Demokratie garantiert. Nur: «Je pluralistischer die Lebensformen werden, umso wichtiger ist Gerechtigkeit» (232). Und die Notwendigkeit von Gerechtigkeit zeigt sich in der Komplexität der Subjektivität (und der Intersubjektivität) selbst. Denn es muss etwas «in und zwischen Personen geben, das nicht bloss eine Folge der herrschenden Diskurse ist» (237). Deutlich wird, dass diese Formen der Gerechtigkeit auch das Sich-Selbst-Gerecht-Werden und Sich-Selbst-Verstehen-Wollen miteinschliessen. Flax versucht nun eine Konzeption von Gerechtigkeit, die von einer psychoanalytisch-feministischen Objektbeziehungstheorie ausgeht. Gerechtigkeit und Subjektivität werden als komplexe, selbstdifferenzierende Prozesse beschrieben, die weder ihren Zweck noch ihren Grund oder Rechtfertigungen von ausserhalb ihrer selbst beziehen. Gerechtigkeit als Prozess umfasst mindestens vier Aspekte, nämlich: Versöhnung von Verschiedenheiten, Reziprozität, Anerkennung und Urteilen. Gerechtigkeit wird schliesslich zu einem Übergangsraum: Übergang zwischen Spiel und Realität, individueller und kultureller Realitäten, zwischen Unmittelbarkeit und Symbolisierungen.

Beim dritten Stichwort, «Staatsbürgerschaft, Autonomie und Demokratie», gehen die Autorinnen Anna Yeatman, Lois McNay und Drucilla Cornell der Frage nach, welche politischen Rahmenbedingungen Frauen benötigen würden, um umfassend an den politischen Entscheidungsprozessen gleichberechtigt teilnehmen zu können. Das Dilemma zeigt sich folgendermassen: Einerseits ist eine universale Konzeption von Staatsbürgerschaft für Frauen und Männer unabdingbar; andererseits reicht eine formale Gleichberechtigung nicht aus, wie dies die letzten zwanzig Jahre gezeigt hatten. Wie also können sich Frauen ihre politische Selbstbestimmung sichern? Betont McNay den von Foucault stammenden Begriff der «Ethik des Selbst», greift Cornell auf Arendt's

«Polis»-Begriff zurück, um die politische Gemeinschaft neu zu bestimmen. Freundschaft wird ihr zu einem entscheidenden Reflexionspunkt.

Im vierten und letzten Teil geht es um «Bedürfnisse und Lebensqualität». Onora O'Neill, Martha Nussbaumer und Nancy Fraser greifen John Rawls «Theorie der Gerechtigkeit» auf, um die Defizite von Rawls (beispielsweise seine schmale Theorie des Guten, in der die Familie eine zentrale Rolle spielt) produktiv und für Frauen nutzbringend zu verarbeiten. O'Neill geht der Frage nach Gerechtigkeit für verarmte Frauen im internationalen Kontext nach. Ihr Ausgangspunkt ist die Differenz zwischen einer idealisierenden und einer relativierenden Vorstellung von Gerechtigkeit. Während die idealisierenden Gerechtigkeitstheorien die Notwendigkeit von Abstracts betonen, also somit von individuellen Besonderheiten absehen, anerkennen relativierende Gerechtigkeitstheorien gerade die Vielfalt und Differenzen zwischen Menschen. O'Neill stellt nun fest, dass keines dieser Konzepte den Lebenswirklichkeiten von Frauen gerecht wird. Sie will Gerechtigkeit schliesslich als «gerechtes Abwägen in einer Welt verletzbarer Handelnder» (438) verstanden wissen. Die Grundsätze der Gerechtigkeit müssen kontextuell, lebensnahe und subjekt-sensibel ausgehandelt werden. Fraser geht einen Schritt weiter: Sie zeigt auf, dass der Wohlfahrtsstaat bis anhin auf der Arbeitsteilung der Geschlechter aufbaute. Da nun diese Arbeitsteilung aufgebrochen worden ist, stimmt auch der Wohlfahrtsstaat immer weniger mit dem Leben und dem Selbstverständnis vieler Menschen überein. Denn die Geschlechterordnung war ein Relikt der industriellen Ära des Kapitalismus, zentriert um den Wert des Familieneinkommens. Nun ist aber gerade dieses Familieneinkommen in ökonomisch rezessiven Zeiten nicht mehr gesichert. Der postindustrielle Wohlfahrtsstaat kommt also nicht umhin, «eine neue Geschlechterordnung (zu) fördern, die auf der Gleich-

heit der Geschlechter beruht»(471). Interessant erscheint mir nun Frasers Vorschlag zu sein, die Gleichheit der Geschlechter im Wohlfahrtsstaat als Komplex von folgenden sieben verschiedenen normativen Prinzipien zu begreifen: 1. Bekämpfung der Armut (gerade als Schutz der Patchwork- und Einelfamilien), 2. Bekämpfung der Ausbeutung (Schutz von Minoritäten und Frauen durch Sozialprogramme, die alternative Einkommensquellen erschliessen), Gleichheitsprinzipien (Umverteilung von Ungleichheiten zwischen Männern und Frauen) wie 3. gleiche Einkommen, 4. gleiche Freizeit und 5. gleiche Achtung, 6. Bekämpfung der Marginalisierung, indem Rahmenbedingungen wie Kinderkrippen etc. geschaffen werden, damit frau im Arbeits- und Politprozess mitwirken kann, 7. Bekämpfung des Androzentrismus im Sinne einer Sozialpolitik, die nicht von der Normbiographie «Mann» ausgeht. Männer- bzw. Frauendomänen müssen für beide Geschlechter attraktiver werden. Ziel dieser sieben Prinzipien im Wohlfahrtsstaat ist die allgemeine Erwerbsarbeit und die gleichgestellte Betreuungsarbeit. Da

nun Frauen im postindustriellen Wohlfahrtsstaat Einkommenserwerb und Betreuungsarbeit bereits alltäglich verbinden müssen, fordert Fraser, dass Männer dieses gegenwärtige Lebensmuster als Norm übernehmen. Fraser ist sich bewusst, dass sie mit diesem Modell einer Vision nachgeht, nämlich der Vision eines sozialen Bürgerrechtes für Erwachsene, die die Gleichheit der Geschlechter leben wollen.

Aus (mindestens) drei Gründen erachte ich diesen Sammelband als äusserst wichtig: Erstens kann er die im europäischen Kontext eher leise auftretenden Rechts-, Vertrags- und Institutionsdebatten im Feminismus bereichern und stärken. Zweitens holen verschiedene Autorinnen den Begriff der Herrschaft wieder in die Diskussionen zurück, ohne jedoch die Differenz-Gedanken aufzugeben. Und drittens betont der Sammelband jenen schillernden Begriff, der angesichts der ökonomischen, gesellschaftspolitischen und ethischen Diskussionen sicherlich an Bedeutung gewinnen wird, nämlich jenen der Lebensqualität.

Lisa Schmuckli

Daten aus der Vergangenheit: Wissen, wie es war (wie es ist)

Victor Klemperer: Ich will Zeugnis ablegen bis zum letzten. Tagebücher 1933-1945. Aufbau Verlag, Berlin 1995. Fr. 92.-.

Victor Klemperer: Zwiespältiger denn je. Dresdner Tagebuch 1945 Juni bis Dezember. Dresdner Hefte, Sonderausgabe 1995. Dresdner Geschichtsverein e. V., Wilsdruffer Strasse 2 a, D-01067 Dresden. Fr. 12.-.

Victor Klemperer: LTI. Notizbuch eines Philologen. Reclam Verlag, Leipzig 1996. Fr. 16.-.

Max Perkal: Schön war draussen... Aufzeichnungen eines 19jährigen Juden aus dem Jahre 1945. Chronos Verlag Zürich/Menard Press, London 1995. Fr. 32.-.

Benjamin Wilkomirski: Bruchstücke. Aus einer Kindheit 1939-1948. Jüdischer Verlag im Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 1995. Fr. 33.-.

Im Romanepos der beiden Weltkriege von Upton Sinclair, den Lanny Budd-Bänden, gibt es eine Episode, welche die Unmög-

lichkeit des Zeugnis-Ablegens unter dem zerstörerischen Zwang einer Diktatur in einem Witz auflöst: Zwei Freunde, beide Juden, treffen eine Abmachung: Kommt der eine ins Gefängnis oder ins Konzentrationslager, soll er dem andern, wenn möglich – und manchmal war es ja möglich zu schreiben –, über die Bedingungen der Gefangenschaft berichten. Sollte die Situation so schlimm sein, dass ohne den todbringenden Vorwurf der «Greuelpropaganda» nicht darüber berichtet werden könnte, so sollte der Schreiber rote Tinte benutzen. Das würde dann bedeuten: immer das Gegenteil des Notierten ist wahr. Nun wird einer der beiden verhaftet, kommt nach Theresienstadt und schreibt eine Karte: Alles schön hier, alles gut, das einzige, was fehlt: rote Tinte.

Die Lage der drei Berichterstatter Victor Klemperer, Max Perkal und Benjamin Wilkomirski war bis zum Ende des nationalsozialistischen Regimes nicht die, konspirative Meldungen zum Zweck der Organisation des Überlebens zu geben. Ihr bis allerletzt bedrohtes, dann doch erreichtes Überleben allein machte ihr Berichten möglich. Wie weit der Wille, Zeugnis abzulegen, den Überlebenswillen genährt, ihn unter schlimmsten Bedingungen überhaupt nur noch getragen hatte, ist nur bei einem der drei, bei Klemperer, festzustellen. Wilkomirski, bei der Gefangennahme mit seinen vier «oder fünf» Brüdern irgendwo in Polen, zwei oder drei oder vier Jahre alt, weiss bis heute nichts Genaues über seine Herkunft oder sein Geburtsdatum. Er hat als einziger seiner Familie das Lager Majdanek und weitere damalige Schreckensorte für jüdische Kinder überlebt und lebt heute gemäss Klappentext seines Buches als Musiker in der Schweiz. Wo Klemperer, der renommierte Romanistik-Professor, sein Überlebensbewusstsein aus der Sprache aufbaut, die er dann als «LTI» (Lingua Tertii Imperii, die Sprache des Dritten Reichs) klarsichtig und bis heute Erkenntnisse über das «Arsen», das

mit Sprache verbreitet werden kann, vermittelnd analysiert, wo Max Perkal als überlebender Neunzehnjähriger im Andenken an seine ermordete Familie in seiner Muttersprache Jiddisch schreibt, entbehrt Benjamin Wilkomirski auch dieser Heimat: «Ich habe keine Muttersprache, auch keine Vatersprache. Mein sprachlicher Ursprung liegt im Jiddisch meines ältesten Bruders Mordechai und im hinzugelernten, babylonischen Wirrwarr aus verschiedenen Kinderbaracken in den polnischen Lagern der Nazis für Juden.» So ist es bestimmt richtig, alle hier besprochenen Bücher nebeneinanderzustellen: Obwohl sie in Länge, sprachlicher und stilistischer Perfektion und im Zweck ihrer Niederschrift ganz verschieden sind und auch ihre bisherige Rezeption nicht vergleichbar ist, gleichen sie sich in einem: Sie sind authentische Zeugnisse der Zeitgeschichte und als Beispiele für eine unerklärliche und doch schliesslich ausschlaggebende Vitalität, der wir heute diese Geschichtsschreibung der speziell furchtbaren, speziell notwendigen Art verdanken.

Fast unerträglich zu lesen sind die Kindheitserinnerungen des Benjamin Wilkomirski. Wilkomirski, der erst (und nur?) in dieser Publikation seinen ihm durch Zufall bekannten Namen annimmt, erinnert sich in dem Buch aus der Sicherheit eines Schweizer Nachkriegs-Kinderheims an die Schrecken der Lager. Grausamerweise wird die gewonnene Sicherheit für ihn gar nicht erkennbar. Der Hunger, das Sterben seiner Brüder, die Krankheiten, die Folter, der selbst kleine Kinder ausgesetzt wurden, sind ihm immer gegenwärtig. Vor allem aber lebt das Kind noch in den im KZ überlebenswichtigen Verhaltensweisen, die es nicht ablegen kann. Ohne Sprache grösser geworden, bisher nur auf Situationen reagierend, lebt er weiterhin gehetzt von den Kinderängsten. Die Apfelhurden bei den Pflegeeltern sehen aus «wie Pritschen, wie die Pritschen in der Baracke. Nur etwas kleiner, gerade recht für Kinder, dachte ich erschrocken.

und: Was geht hier vor? Irgend etwas stimmt da nicht. Sei auf der Hut!» Niemand hat dem Kind bisher etwas erklärt, alles bleibt unverständlich: «Was sind dies für Menschen hier? Viele haben seltsame, andere Uniformen. Alle sind gut gekleidet, sie wohnen in ganzen Häusern, die warm sind und nicht Ruinen oder in Baracken. Ich gehöre nicht zu ihnen.» Die persönliche Identität, in jenen Jahren von vielen jüdischen Eltern zum Schutz für ihre Kinder verwischt, fehlt ihm. Der Mensch aber, der seine Identität verloren hat, fühlt sich betrogen, obwohl er sein Leben gerettet hat. Denn das dem Kind abverlangte Vergessen ist unmöglich.

Anders als Wilkomirski hat Max Perkal, der bei seiner Verhaftung siebzehn war, seine Jahre in Auschwitz und Buchenwald bewusst erlebt, vor allem bewusst seiner jüdischen Identität, seiner jiddischen Sprache und aus einem liebevollen Elternhaus kommend: «Ihre Kinder waren die besten der ganzen Welt, und wir fühlten uns als die geliebtesten Kinder der Welt», schreibt er von seiner Mutter. Bewusst hat Perkal um sein Leben gekämpft: «Ich habe verbissen die Lippen, und ich habe beschlossen, zu kämpfen gegen alle Schwierigkeiten, auf welche ich werde antreffen im Lager.» Auch für ihn, wie für den Tagebuchschreiber Klemperer, ist die Erinnerung lebenswichtig: «... die kommt gar nicht der Gedanke, das auch für sie wird der Tag kommen, und vielleicht wird ihre Ende genau so grausam sein wie die Ende von die Juden aus Europa. Aber die denken nicht von dem, ich, ich aber ferges es nie, weilt das ist meine einzige Hoffnung.» Und unbetroffen davon, dass unmittelbar nach dem Krieg niemand die Berichte aus solchem Erinnern hören oder lesen wollte, hat Perkal seine Aufzeichnungen 1945 in der Schweiz niedergeschrieben. Dann ist ihm ein zielstrebiges Wiedereinstieg in die Normalität gelungen. Bis 1949 ist Perkal in der Schweiz geblieben und hat sich hier zum Elektrotechniker ausgebildet.

hat dann lange Jahre als erfolgreicher Kaufmann in den USA gelebt, viele Jahre in Israel als Elektrotechniker gewirkt und lebt heute wieder in den USA. Die poetische Klarheit des 1945 im Schweizer Flüchtlingsheim verfassten Berichts zeigt einen starken, reinen und offenen Menschen. Weit davon entfernt, solche Sätze anders zu lesen denn als schöne und traurige Dokumente der Unterdrückung, wird man immer wieder von der Kraft dieser Sprache beeindruckt. Nicht versöhnt. Denn auch hier stellt sich die Frage, von der Jacques Picard in seiner Dokumentation über «Die Schweiz und die Juden» von 1994 ausgegangen ist: Welche Begabungen, welche Kraft und Vielfalt wurden in der NS-Zeit von diesem Regime und seinen ZudienerInnen zerstört?

Historische und technische, alle Daten bis zum Überdruß, frei Haus und meist wertfrei (wenn auch nicht billig) geliefert, stehen uns heute zur Verfügung. Was aber, wohl wegen dieser fetten Datenlage, vielfach zu kurz kommt, ist das Fragen. Mit dem Fragen ist, wie Victor Klemperer in «LTI» schreibt, die weniger gelehrte als vielmehr menschliche Position des vom Romanisten Klemperer oft zitierten philosophischen Skeptikers des sechzehnten Jahrhunderts, Montaigne, erreicht: *Que sais-je, was weiss ich?*, war dessen Haltung. «Das Fragezeichen – wichtigstes aller Satzzeichen», schreibt Klemperer. Im Gegensatz dazu: die «nazistische Sturheit und Selbstgewissheit ... Zwischen beiden Extremen schwingt das Pendel der Menschheit und sucht die Mittellage. Es ist vor Hitler und während der Hitlerzeit bis zum Überdruß behauptet worden, dass aller Fortschritt den Sturen zu verdanken sei, dass alle Hemmungen einzig von den Parteigängern des Fragezeichens herrühre. Ganz gewiss ist das nicht, aber ganz gewiss ist ein anderes: Blut klebt immer nur an den Händen der Sturen.» Die jetzt erschienenen Tagebücher Klemperers beginnen am 14. Januar 1933, rund zwei

Monate vor der Reichstagswahl, in deren Folge Hitler an die Macht kommen sollte. Noch ist bei Klemperer fast mehr die Rede von Privatem als von Politik. «Ich schreibe hier nicht Zeitgeschichte. Aber meine Erbitterung, stärker, als ich mir zugetraut hätte, sie noch empfinden zu können,» – Klemperer ist hier zweiundfünfzig – «will ich doch vermerken.» Band II, nach rund 1600 Tagebuchseiten, welche die zwölf Jahre der Naziherrschaft umfassen, schliesst mit der Eintragung vom 10. Juni 1945. Victor Klemperer und seine Frau Eva Klemperer-Schlemmer, Pianistin und Musikwissenschaftlerin, die ihrem Mann als nicht jüdische Ehegattin in «Mischehe» zum Überleben verholfen hat, sind nach dem Bombardement Dresdens und einer anschliessenden gesamtdeutschen Odyssee wieder im zerstörten Dresden angelangt. Sie wollen nun nach dem Dresdner Vorort Dölzchen, wo ihr enteignetes Haus stand: «Am späten Nachmittag stiegen wir nach Dölzchen hinauf.» Das Haus steht noch. Dass die neu gewonnene Ruhe und Sicherheit im Nachkriegsdeutschland aber täuschen, ist der Fortsetzung der Tagebücher vom Juni bis Dezember 1945 zu entnehmen. Warum diese editorische Aufteilung? Die historische Einheit Machtergreifung bis Kriegsende und Zusammenbruch des NS-Regimes liegt nur scheinbar auf der Hand. Klemperer, der seit seiner Abiturientenzeit und bis ein Jahr vor seinem Tod 1960 Tagebuch geführt hat, hat als Chronist selbst keine Zäsuren gesetzt. Das Besondere an den Tagebüchern aus der NS-Zeit ist, dass sie unter zunehmender Bedrohung geschrieben, in den letzten, offiziell papierlosen Jahren von der Ehefrau Eva unter grosser Gefahr täglich versteckt und immer wieder zu einer Freundin – damit auch diese gefährdend – ausserhalb Dresdens verborgen wurden und alle Bombardierungen

überdauert haben. Besonders ist auch der Inhalt, der minutiös und vom Schreiber immer bewusster auch politisch dokumentierend und analysierend den Alltag im NS-Deutschland festhält: «Es kommt nicht auf die grossen Sachen an, sondern auf den Alltag der Tyrannei, der vergessen wird. Tausend Mückenstiche sind schlimmer als ein Schlag auf den Kopf. Ich beobachte, notiere die Mückenstiche.» Besonders ist auch, was dann 1946 zur Herausgabe der von Klemperer so genannten LTI, der Sprache des Dritten Reichs, geführt hat. Diese Schrift analysiert genau, klarsichtig und so umfassend, wie es dem Verfasser möglich war, der keine Zeitungen mehr lesen durfte, die aufgeblasene, «umlügende» und letztlich arme Sprache des Dritten Reichs. Heute ist das Buch in einer Neuauflage wieder greifbar. Meiner und den vorangehenden Generationen war LTI als ein Werk bekannt, das Sprachbewusstsein und Sprach- und Ideologiekritik in Gang brachte. Ich kann heute nicht mehr feststellen, wo wir das Buch schon vor der dtv-Ausgabe von 1969 fassen konnten – erschienen war es in der DDR von 1957, für uns also eine Abenteuerlektüre des Kalten Kriegs. Neben dem anderen leider viel Menschlichkeits-Rhetorik enthaltenden Buch von Sternberger, Storz und Süskind «Aus dem Wörterbuch des Unmenschen», erschienen 1957 in München, hatte diese LTI etwas aufklärerisch Befreiendes. Dies hat sie bis heute bewahrt, auch wenn wir das Buch jetzt historischer lesen. Da die Publikation der Tagebücher nicht geplant war, findet sich auch in LTI viel Dokumentarisches. Die 1696 Tagebuchseiten sind denn auch eine ganz unzeitgemässe, Wort für Wort-Lesen erheischende Lektüre. Wer sie aber auf sich nimmt, erhält sehr viel. Nichts in roter Tinte: alles klar beschrieben.

Katharina Kerr